

Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- u. Bade-Anstalten, Massage- u. Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern usw.
Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Redaktion und Expedition:
Berlin W. 57, Winterfeldt-Strasse 24.
Fernsprecher: Amt Lügow. Nr. 6488.
•• Redakteur: Emil Dittmer. ••

Berlin,
den 28. März 1913.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ viertel-
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 Mk.
Postzeitungs-Liste Nr. 3164.

Inhalt: Zur Geschichte der Hygiene. — Aus dem städtischen Krankenhaus St. Jakob in Leipzig. — Bakterien als chemische Arbeiter (Feuilleton). — Aus unserer Bewegung. — Rundschau. — Aftale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten.

Zur Geschichte der Hygiene.

Von der Anwendung hygienischer Maßregeln kann man erst in neuerer Zeit sprechen; denn im Mittelalter, bis weit in das Zeitalter hinein, das als das neue bezeichnet wird, kann von der Hygiene gar nicht gesprochen werden. Kamentlich in den mittelalterlichen Städten machte sich diese Vernachlässigung hygienischer Grundsätze sehr bemerkbar. In den mittelalterlichen Städten war allgemein die Sterblichkeit so groß, daß die Zahl der Bevölkerung hätte rasch zurückgehen müssen, wenn nicht immer neue Scharen von Landbewohnern in die Städte gezogen wären. Im frühen Mittelalter waren noch nicht einmal in Kaiser- und Fürstenschlossern Aborte eingerichtet, sondern dazu dienten irgendwelche abseits gelegenen Winkel. Diese Winkel wurden denn auch wochen- und monatelang nicht geäubert, so daß ein entsetzlicher Gestank entstand, an den sich aber die Bewohner so gewöhnt hatten, daß sie davon gar nicht mehr angequälert wurden. Das Pflastern der Straßen wurde erst am Ausgang des Mittelalters eingeführt, aber auch nur in den größeren Städten und auf wenige Straßen beschränkt, manchmal nur auf die Hauptstraße, die dann den Namen „Steinweg“ erhielt. Im Sommer bei heißem Wetter lag der Staub fuhhoch in den Straßen, und im Winter und bei schmutzigem Wetter durften sich die Stadtbewohner nur mit „Schmutzschuhen“, mit Schuhen, die über die anderen gezogen wurden, auf die Straße trauen. In den mittelalterlichen Städten hielten die Bewohner noch sehr viele Schweine, und diese Tiere trieben sich den ganzen Tag auf den Straßen umher; sie wühlten sich im Staub und Schlamm herum und fraßen die Ueberreste von Nahrungsmitteln auf, die auf die Straße hinausgeworfen wurden. Betreffs des Wegwerfens von überflüssig gewordenen Dingen hatte nämlich der mittelalterliche Stadtbewohner auch in Deutschland keine anderen Angewohnheiten, wie sie der Orientale und der Sflasiate noch heute hat; er warf einfach alles auf die Straße hinaus. Eine Folge davon war wiederum die starke Verunreinigung der Matten, die überall in den Städten reichlich Nahrung fanden. Da aber die Matten als Verbreiter von Seuchen bekannt sind, so werden dadurch die Seuchen, die im Mittelalter so verbreitet waren, immer eine starke Zunahme erfahren haben.

Als dann auch in den städtischen Wohnhäusern Aborte aufkamen, war das noch keine Verbesserung der hygienischen Zustände; denn die menschlichen Exkremente, die früher in Hauswinkeln liegen gelassen worden waren, sammelten sich nun hinter dem Hause unter dem Abort an. Im besten Falle

wurden sie von Zeit zu Zeit einmal auf den Düngerhaufen geworfen, der bei keinem Hause fehlte, und der oft direkt an der Straße lag. Erst im späten Mittelalter, und dann wiederum auch nur in den größeren Städten, kamen Satzverordnungen heraus, wonach die Düngerhaufen nicht mehr an der Straße angelegt werden durften und die Schweine den Straßen ferngehalten werden mußten. Floß ein Fluß durch die Stadt, so wurden die Aborte oft so eingerichtet, daß die menschlichen Ausscheidungen direkt in den Fluß hinabfielen. War der Fluß voll Wasser, so mochte das noch angehen, dann wurden die Exkremente mit fortgeführt, war aber der Fluß ausgetrocknet, wie das im Sommer oft vorkam, so blieben die menschlichen Ausscheidungen oft wochenlang liegen und verpesteten ringsum die Luft. Oft gingen auch die Aborte auf den Stadtgraben hinaus und der Stadtgraben sah natürlich dann einer Fauchenpfütze viel ähnlicher als einem Gewässer. Wurde der Straßenschmutz wirklich einmal entfernt, so geschah es gewöhnlich auf die Weise, daß er auf irgendeinem öffentlichen Platz aufgestapelt oder in den vorbeifließenden Fluß geworfen wurde. Dadurch wurden natürlich die hygienischen Verhältnisse nicht im geringsten verbessert. Noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts wurde einmal in Berlin eine Verordnung erlassen, wonach jedes Bäuerlein, das mit einem Wagen nach Berlin kam, um hier landwirtschaftliche Erzeugnisse abzusetzen, bei der Rückfahrt den Wagen mit Straßenschmutz beladen mußte. Die Torhüter hatten streng darauf zu sehen, daß jeder Bauernwagen bei der Heimfahrt mit dem richtigen Quantum Straßenschmutz beladen war. Die Bauern werden gewiß mit dem Straßenschmutz nicht lange herumtuschelt sein, sondern sie luden ihn direkt vor den Toren ab. Später sind dann in den größeren Städten „Trockneister“ eingesetzt worden, die für die Fortschaffung des Schmutzes zu sorgen hatten, freilich zeigten sich dabei die Bürger sehr renitent. Die ehrbaren Bürger von anno dazumal konnten durchaus nicht einsehen, was für eine Verbesserung darin liegen solle, wenn sie am frühen Morgen die Holzfübel mit den Exkrementen und anderen Abfällen vor die Türen stellen mußten, und noch weniger wollte es ihnen einleuchten, daß sie verpflichtet werden könnten, die Straße vor ihren Häusern rein zu erhalten und keine Ueberbleibsel mehr hinauszuwerfen. So manches Mal konnte erst die Androhung des Mutes oder des Fürsten, daß die Straßen auf Kosten der Bürger gereinigt werden würden, eine Besserung herbeiführen.

Besonders schlimm war es mit den hygienischen Zuständen in den mittelalterlichen Städten bestellt, wenn einmal eine Seuche ihren Einzug hielt. Dann war oft eine mittelalterliche Stadt wie ausgestorben. Statt daß die Bewohner durch eine Reinigung aller Winkel, durch Wegbringen aller Abfallstoffe die Vorbedingungen zu einer gesunden Verbetterung geschaffen hätten, zogen sie sich in ihre Behausungen zurück und vertieften diese nur, wenn es ganz notwendig war.

Die Leute verbarrikierten sich hinter den Fenstern und Haustüren und glaubten, sich dadurch der Seuche am besten erwehren zu können. Die Leute aber, die von der Seuche ergriffen wurden und dahinstarben, lagen oft wochenlang unbeerdigt in den Häusern. Unhygienisch im höchsten Maße war auch die Anlage der Straßen in den mittelalterlichen Städten. Oft waren die Gassen so eng, daß die Nachbarn von hüben und drüben, unter der Haustür lebend, sich die Hand geben konnten. Außerdem hatten die Häuser meist Ueberbauten, die oberen Etagen standen weit vor. Dadurch kam fast gar keine Sonne und nur wenig Luft in die Gassen; die Gassen waren stets mit einer muffigen und nassen Luft angefüllt, was natürlich wieder den Keim zu Krankheit schuf. Im Mittelalter waren auch die Oefen noch sehr wenig verbreitet; namentlich die armen Volksklassen hatten fast nur offene Herde, die starken Rauch entwickelten. Der starke Rauch wiederum verursachte viele Augenkrankheiten, und es dürfte zu keiner Zeit so viel Augenkrante und Blinde gegeben haben, als in den mittelalterlichen Städten. Im alten Griechenland und in Rom waren ja früher die hygienischen Verhältnisse auch nicht besser, aber die Völker lebten in südlichen Gegenden und waren nicht so sehr auf die ungeschlossene Wohnung angewiesen, wie die städtischen Bewohner in den nördlichen Ländern. Ganz besonders verbreitet war im Mittelalter der unheilbare Ausatz. In jeder größeren Stadt war mindestens ein Spital für Aussäbige eingerichtet. Spitäler gab es auch sonst noch in den mittelalterlichen Städten, aber diese lassen sich nicht im entferntesten mit unseren modernen Krankenhäusern vergleichen. Die Spitäler waren oft so verfallen, daß Kranke nur mit Gewalt hineingeschafft werden konnten. Sie standen meist in irgendeinem verfallenen und entlegenen Winkel der Stadt; die Patienten wurden darin sehr roh behandelt, und ein Arzt verlief sich wohl nur selten einmal dorthin. Ebenso schlecht stand es mit der Verpflegung. Reichere Leute gingen nicht in ein Spital, und auf die Armen, die dort aufgenommen wurden, wurde sehr wenig Rücksicht genommen. So mancher Spitalgast ging bei den Bürgern herum, um sich ein wenig Essen zusammenzubetteln. Einzig in bezug auf das Badewesen war es in der mittelalterlichen Stadt ziemlich gut bestellt; ja, es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß sich manche kleine und Mittelstädte der Jetztzeit an dem Badewesen der mittelalterlichen Städte ein Beispiel nehmen könnten. Anstalten, in denen man ein warmes Bad nehmen konnte, gab es in jeder Stadt; in den größeren Städten — wobei man sich unter größeren Städten

nach modernen Begriffen nur Mittelstädte vorstellen darf — gab es oft Dutzende von Badeanstalten. Wöchentlich wenigstens ein warmes Bad zu nehmen, galt auch bei den ärmsten Leuten als Bedürfnis, und so wie man jetzt vom „Trinkgeld“ spricht, so sprach man im Mittelalter vom „Badgeld“, wie heute z. B. einem Boten ein „Trinkgeld“ gegeben wird, so erhielt er im Mittelalter ein „Badgeld“. Reichere Leute hinterließen Stiftungen, aus deren Zinsen armen Leuten ein Bad zugesichert wurde, und selbst schwere Verbrecher und Leute, die in Schuldbhaft saßen, hatten Anspruch auf ein regelmäßiges Bad.

Im allgemeinen freilich stand es in früheren Zeiten, wie die vorstehende kleine Skizze gezeigt haben dürfte, mit der Hygiene sehr schlecht, und erst die neueste Zeit brachte hier eine Besserung. In den nördlichen Ländern wäre ja auch ein so starkes Anwachsen der Bevölkerung in den Großstädten gar nicht möglich gewesen, wenn nicht die hygienischen Verhältnisse wesentlich verbessert worden wären.

Aus dem städtischen Krankenhaus St. Jakob in Leipzig.

Am Reichstage ist vor kurzem von Medizinern aller Parteien, insbesondere aber durch die Rede des Genossen Antrick vor 12 Jahren die Reformbedürftigkeit der Verhältnisse im Krankenpflegewesen betont und anerkannt worden. Besonders waren es die unzulänglichen Gehalts- und Lebensverhältnisse, die überaus lange Arbeitszeit sowie die persönliche Bevormundung und Arbeitsbeschränkung, die das Pflegepersonal durch teilweise rechtsondere Hausordnungen und sonstige Bestimmungen über sich ergehen lassen muß, die den hauptsächlichsten Gegenstand der Kritik bilden. Damit ist aber nur zu einem kleinen Teil das benötigt, was wir in unserer Organisation, in unseren Versammlungen und Konferenzen an Uebelständen usw. in diesem Verufe an den Tag befördert haben. Auch im Krankenhaus St. Jakob ist genügend Ursache zur Kritik für das Personal vorhanden, die in den verschiedenen Einrichtungen sich offenbaren, zum anderen liegt ebenfalls Veranlassung vor, über die bestehenden Verhältnisse, soweit Arbeit, Wohnraum, Arbeitszeit und -methoden sowie auch teilweise die Behandlung in Frage kommt, unzufrieden zu sein. Das Pflegepersonal besteht hier in der Hauptsache aus weiblichem Personal, das seinen Weg vorher durch eine eingerichtete Pflegefrauenkademie genommen haben muß. An Lohn oder Gehalt werden gezahlt: Während der Zeit der Ausbildung pro Monat 15 Mk., dann 24 Mk., steigend pro Jahr um 1 Mk. bis 24 Mk. Außerdem werden Prämien gezahlt und zwar nach 5 Jahren in Höhe von 150, nach 10 Jahren von 200 Mk.

Bakterien als chemische Arbeiter.

Trauen im Walde gebe ich oft an ein kleines Wasser. Es liegt am Weg und ist Sommers eingetrocknet, im Frühjahr jedoch, im Herbst, wenn der Wind das braune Laub vom Boden fegt, da ist ein winziger See, vom Regenwasser gebildet.

Was mich an dem kleinen, wechselnden Gebilde reizt? Eine Beobachtung, die an vielen anderen Stellen von allen gemacht werden kann.

Das Laub nämlich, das welle das auf dem Boden liegt und vom Wasser befeuchtet ist, birgt viele Sporen von Bakterien, von Schimmelpilzen. Viele dieser Bakterien, dieser winzigen, wichtigen Organismen, in den Kreislauf des Lebens als kraftvolle Regulatoren eingeschaltet, können, wenn die Trockene kommt, wenn die Hungerzeiten nahestehen, sich verwandeln in Gebilde wunderbaren Baues, in Sporen. Sporen, eine einzige mißt etwa den zehntausendsten Teil eines Millimeters, sind Reiterhüte der mikroskopischen Architektur, Reiterhüte chemischen Mömens. Denn das Bakterium, das sich aus der vermehrungsfähigen Form in den Ruhezustand begibt, hat seinen Leib nicht bloß mit einer entsprechenden Hülle umgeben, nein, der ganze Bau von Grund aus, sein Einweiß, seine chemische Natur ist dem Zwecke angepaßt, dem er dienen soll, der Trockene. — Kommt wieder die feuchte, die fröhliche Zeit, da empfindet die Spore das lebensbringende Wasser und wandelt sich wieder um in das gebärtigte Stäbchen, das Bakterium.

Also im eingetrockneten Dimpel finden wir Mäntel, die kein Menschenleib erimmen könnte. Denn sie, die Spore, hat das vorzüglichste Isoliermaterial an sich, in sich.

Dat aber die Feuchte das kleine Gewässer gebracht, da sehen wir noch viel, viel mehr. Es wird bald eine dünne, feine, schillernde Haut über dem ganzen liegen. Diese Haut, eine Mauer aus Bakterienleibern, eine Mauer, welche die Luft teilweise vom Wasser abschließt. Durch den Luftabschluß kommen gewisse andere Bakterienarten besser zur Entwicklung, als wenn der Sauerstoff frei Zutreten kann. — Eigentümlich, dieses Aneinanderarbeiten, das nicht allein in dieser, man könnte sagen, architektonischen Weisheit sich äußert, das in noch viel feinerem zum Ausdruck kommt, in der chemischen Arbeitsweise. Die Bakterien sind in allem, was sie leisten, vornehmlich chemische Arbeiter. Sie zerlegen Stoffe, bilden Verwandlungen, Umwandlungen intensiver und sonderbarer Art, indem sie sich eines Mömens erfreuen, das eine großartige Energiekonzentration und Energieverteilung darstellt. Wenn die Milch sauer wird, sind Bakterien am Werk gewesen, die in erster Linie den Milchsünder der Milch in Milchsäure verwandeln. Durch die Milchsäure werden gewisse Eiweißbestandteile unlöslich. Wenn der Wein sauer, zu Essig wird, so ist die Essigsäurebildung das Werk spezifischer Bakterienarten. Wenn im kranken Körper des Kindes sich Krämpfe abspielen, so ist es auch ein chemisches Mergen; die Erreger der Diphtherie, die kleinen Bakterien, bilden ihre zellzerstörenden, lähmenden Gifte, der Organismus wehrt sich gegen diese Toxine durch Bildung von Gegen-

nach 15jähriger Dienstzeit wüßte den Glücklichsten, die diese Zeit erlebt haben, die Summe von 250 Mk. Mit den Prämien soll dem Betriebe geschultes Personal erhalten bleiben. In verschiedenen Fällen ist es aber trotzdem den Pflegerinnen, die wohl den guten Willen hatten, sich diese Prämie zu erobern, nicht gelungen, da sie durch eigenartige Methoden teilweise kurz vor der Erfüllungszeit daran gehindert waren, dieselbe zu erreichen. Mänliches Pflegepersonal kommt nur in der männlichen Station für Geschlechtskrankheiten in Betracht, während diejenigen Arbeiten, die dem weiblichen Personal entfallen infolge ihrer körperlichen Konstitution oder weiblichen Eigenart nicht gut zugemutet werden können, von den Hausdienern verrichtet werden müssen. Deren Tätigkeit zerfällt in drei Hauptteile: 1. in den Anhaltendienst, Transport und Abholung von Kranken, Möbel streichen, Paraden ein- und austräumen, Betten ölen und einschicken; 2. den Krankenendienst, als da ist: Verlegung Schwerkranker, Transport nach und von den Operationsstufen usw., und 3. den Pathologendienst, wo sie Leichen abholen, einsargen und fortfahren müssen. Außerdem kommt da noch der Dienst von Nachtwachen bei Schwerkranken hinzu, wo sich die Arbeitszeit bis zu 36 Stunden teilweise hintereinander erstreckt. Für diese mannigfaltige Tätigkeit, die Geist und Körper erheblich in Anspruch nimmt, wird ein Lohn von 35 Mk. im Anfang, steigend bis 75 Mk. nach 10 Jahren neben freier Station und Dienstkleidung für Verheiratete und Unverheiratete gezahlt. Das Debit vor dem 25. Jahr ist unanhaft. Bei diesen Lohnverhältnissen dürfte es zur Schwärzung des sozialen Bewusstseins für die Verwaltung gewiß angebracht sein, die Worte eines bürgerlichen Abgeordneten am 1. Februar d. J. ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Abgeordnete Dr. Daegh sagte dazu:

„Wenn die Leute heiraten, was naturgemäß ist, kommt sofort der Konflikt zwischen dem Anhaltendienst und der Familie. Es bleibt den Pflegern keine Zeit, zu ihrer Familie zu kommen, sie entfremden sich Frau und Kindern. Die Direktoren haben im Interesse des Dienstes die unverheirateten Wärter lieber als die verheirateten, und schieben sie dann ab, wenn sich Gelegenheit bietet. Die Lohnverhältnisse werden sofort mißlicher, wenn ein Wärter heiratet. 75 Mk. pro Monat ist für einen Junggeheilen, der in der Anhalt-Verpflegung hat, ein sehr schönes Gehalt. So wie der Mann aber heiratet und von den 75 Mk. für die Familie sich Brot und Wohnung stellen soll, wird diese Summe völlig ungenügend und reicht nicht mehr aus.“

Das „sehr schöne Gehalt“ kommt aber hier kaum in Betracht, da nach 10 Jahren die Leute sich entweder verheiratet oder den Dienst der Heberanstrengung wegen quittiert haben. Staat kann man also mit diesen Säben, die seit Jahren bestehen, nicht machen, zumal ja auch in Leipzig recht annehmbare Preise für Wohnraumnieten und die sonstigen Konsumartikel bestehen. Es herrscht in diesem Betriebe ein teilweise nicht angebrachter Geist der Sparsamkeit vor, und es hat den Anschein, als ob die Verwaltung neuen Reformen infolge ihres Hangs an dem Althergebrachten nur schwer zugänglich sei. Als vor ein paar Jahren die Hausdiener in einem Gelede am Verrückung ihrer Lage nachdachten, wurden wohl

daraufhin die 4 älteren zum Herrn Direktor bestellt. Aber über das Ergebnis dieser Bescheidung schwebt heute noch tiefes Geheimnis und die beregten Zustände sind genau noch dieselben, wie sie früher waren, was einer Erfolglosigkeit des Geleedes gleich zu achten ist. Verständlich erscheinen dafür die Bemerkungen von vorgelegter Seite, die da lauten: Je mehr er hat, je mehr er will. Wäre der Rat aber oder die Stadtverordneten in ihrer Sitzung vom 5. Februar d. J. bei dem Antrage auf Verlegung in Klasse II der Gruppe C auch von diesem Motiv getragen gewesen, indem sie dem Antrage ihre Zustimmung verweigert hätten, wäre gewiß die Wirkung übel bemerkt worden, was wir auch nachfühlen könnten. Aber ebenso tut es auch dem Arbeiter in gleicher Situation, was wir festzuhalten ersuchen bei anderen Anlässen. Eine eigenartige Erhöhung ihrer Bezüge, die aber mehr dem Steuerfiskus als den Hausdienern zugute gekommen ist, erfolgte im Jahre 1910, als für die anderen städtischen Arbeiter die bekannte 1 und 2 Pf.-Zulage erfolgte in der Form, daß die bisherige Anrechnungssumme für freie Station von 300 Mk. auf 600 Mk. erhöht wurde. Zeitweilen ist aber dabei auch wieder, daß in der Kostabgabe keinerlei Veränderungen etwa zugunsten der Hausdiener eingetreten ist, es sei denn, daß man den Abzug des Bieres seit einiger Zeit als eine Neuerung bezeichnen wollte, die den Neuanfängern den Nachteil zufügt, daß ihnen die 2 Pf. vorenthalten werden, die den bisherigen Bierempfängern geliefert werden als Ersatz dafür.

Bei der anstrengenden Tätigkeit sollte darauf geachtet werden, daß es dem Personal durch eine weniger laienhafte, mehr aber nahrhafte, abwechslungsreiche und kräftige Kost ermöglicht würde, die im Dienst verbrauchten Kräfte zu erheben. Daß daneben der müde Geist und abgeraderte Körper auch eines gesunden und räumlichen Aufenthalts- und Schlafraumes benötigt, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Ob diese Eigenschaften nun die gegenwärtigen Stellerwohnungen besitzen, die abwechselnd einmal vom Messelhaus mit Kohlenstaub und sonstigen Gerüchen, andererseits von dem gegenüberliegenden Raschhaus durch Seifen- und sonstigen Wäschegeur infiziert werden, muß billig bezweifelt werden. Unieres Wissens ist es hier wohl nicht mehr zulässig, Stellerräume zu Wohnungen zu benutzen, und es entzieht sich unserer Kenntnis, ob hier die Aufsichtsbehörde eine Ausnahme zugelassen hat. Daß den Chauffeuren jetzt nun für die Nachwagen die bisher gezahlte 1 Mk. abgezogen wird, kann man wohl kaum als ein wohlwollendes Zeichen für diese Arbeitergruppe deuten. Die Ursachen, die zur Einführung dieses Zuschlages führten, sind heute noch unverändert vorhanden und es wäre richtiger, diesen Zuschlag entweder weiter zu gewähren oder aber den Wochenlohn um 1 Mk. zu erhöhen.

Zum Schluß möchten wir aber noch eine neuere Reform dem Bereich der Vergessenheit entziehen, die diejenigen betrifft, die des Nachts auf eigener Strohmatte ihren müden Körper ausruben lassen können. Diese Reform soweit sie der mißbräuchlichen Mitnahme von

guten, Prozesse, die bis ins Kleinste, bis ins feinste rhythmisch erweichen, abgestimmt sind — wenn auch der Klang des Ganzen unser Herz zerschneidet.

Wesle Blätter ruhen auf dem Grund des kleinen Wassers. Diese Zeugen vergangener Tage, diese Kräfte Träger des Lichts, der Luft, nun durch den Willen der Erde ausgefaltet, sie liegen am Boden und verwahren noch in der abgeordneten Hülle edle Geheimnisse. Ihr Körper, der einst grün am Zweige die Kräfte senkrecht, birgt Stoffe die in den Kreislauf des Ganzen gelangen sollen. In den Zellen, aus denen das Blatt besteht, ist Eiweiß enthalten. Das Eiweiß enthält manderteile Elemente, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, auch Phosphor. Diese Bestandteile, in verwickelter Weise miteinander verbunden, werden zerlegt, und dabei bedient sich die Natur der winzigen Arbeiter, der Bakterien, die in verschiedener Gestalt, mit dem verschiedensten Können überall vorhanden sind. Schwefel ist im Eiweiß des Mattes enthalten. Eine besondere Klasse von Kleinstlebewesen reißt auf diesen Schwefel los und speichert ihn im Innern des Körpers als Mörchen auf. Andere bilden aus dem Schwefel des Blatteneiweißes Schwefelwasserstoff, jenes überlebende Gas, das in schlechten Eiern ist. Ein Stopp mit dem Spazierstock auf den Grund des Tümpels läßt Plafen aufsteigen, die nach Schwefelwasserstoff riechen. Jüdet man diese Schwefelverarbeitenden Mikroorganismen im Laboratorium, so muß man die Bedingungen berücksichtigen, die Stoffe den kleinen Wesen darbieten, die sie draußen zur Nahrung verwenden. In Quellen, die schwefel-

sauerstoffhaltiges Wasser über Steine sprudeln lassen, finden sich Schwefelbakterien. Sie bilden Heberzeiger über diese Steine, gallertartige Massen, die unsere Hand mit Widerwillen berührt. Das Nitrostoff enthält diesen Sämug als etwas schön Geformtes, als etwas Lebendiges. So viel, was häßlich uns erscheint, an was wir vorübergehen, ohne uns Gedanken zu machen, ist, genau betrachtet, eine stille, verborgene schöne Welt.

Auch wir stehen darin, auch wir werden weifen, und die Stoffe, aus denen unser Leib gebaut, werden zurückwandern, um in neuem wiederzuleben. Der Stoff ist ewig, nur die Formen gleiten ineinander.

Die Bakterien, vor denen man uns so häufig Angst macht, sind eine wichtige, lebendige Macht. Sie sind die Kraftmaschinen im Kreislauf des Stoffes, Motoren, die mit einer Präzision arbeiten, mit Fähigkeiten ausgestattet sind, daß wir staunen müssen. Chemische Arbeiter sind sie, fleißig und unermüdet, so lange sie leben, und wenn ihr winziger Körper selbst stirbt, gehen sie in ihren Brüdern auf.

So sich' ich oft in stiller Stunde am grauen Tümpel im Wald. Und aus seiner ruhigen, keinen Klut, die so verlassen auf dem weifen Laub liegt, höre ich Töne, spü' ich ein Werden und Schwaffen, das mein Denken über die Erde hinausgleitet zu den Sternen. Was ist klein — was ist groß? — o, daß wir niemals messen wollten!

Dr. F.

Speisenzeiten neuern will und auch unseren Beifall vom aggenischen Standpunkt für sich hat, enthält aber doch in ihrer Handhabung gewisse Härten, die unseres Erachtens vermieden werden könnten. Samentalen hier arme Witwen oder Frauen des Reinigungsdienstes in Betracht kommen, die durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien zu beschaffen haben und sich den erparten Wissen ihrer Nation vom Munde abgedarbt haben, um ihren Märdern dabem etwas davon zu geben. Die hochnotpeinliche Revision der Taschen mit dem Schirmstod erscheint zum mindesten als eine übermäßige Härte. Man sieht hieraus, daß die Reformen dieser Art nicht zum Vorteil der Angestellten ausgefallen sind. Soll dies aber geschehen, und die Möglichkeiten zu besseren Verhältnissen in gegeben, muß sich das gesamte Personal einmütig kollegial zusammenschließen. Das ist und bleibt die beste Gewähr gegen alle dienstlichen und sonstigen Mißständen und Hindernisse.

D. Sch.

Aus unserer Bewegung.

Berlin. Die letzten 14 Tage standen für die Kollegenschaft der Berliner nördlichen Anstalten im Zeichen der Arbeiterauswahlwahlen. In Falldorf, Wuhlgraben, Friedrichsbain, Herzberge, Buch und dem Ebdach fanden Versammlungen statt, in denen die neuen Bestimmungen über die Tätigkeit der Arbeiterauswählschüsse erläutert wurden. In allen Versammlungen wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, daß jetzt noch mehr als früher die Kollegen verpflichtet sind, geschlossen hinter den Ausschüssen zu stehen, damit endlich erreicht wird, daß letztere nicht nur ein Aushängeschild für die Verwaltung, sondern eine wirkliche Interessenvertretung für die Kollegenschaft werden. Die Aufstellung der Mandatanten erfolgte in den Versammlungen, und es ist jetzt die Aufgabe der organisierten Kollegen und Kollegen, dahin zu wirken, daß unsere Listen in allen Anstalten gewählt werden. Anträge für den neuen Arbeiterauswahl sind bereits in allen Anstalten gestellt worden, und es wird der intensiven Tätigkeit bedürfen, wenn die Ausschüsse den bereits jetzt vorliegenden Wünschen der Kollegenschaft gerecht werden wollen.

Berlin. Wuhlgraben. Eine imposante Versammlung fand am Montag, den 10. März, bei Bilk statt. Auf Veranlassung des Magistrats hatten die Kollegen an diesem Tage, zum Andenken an das Jahr 1913, Sonntagsgedächtnis. Am diesen Tag würdig zu feiern, trug die Versammlung einen besonderen Charakter. Schriftsteller Genosse M. D. e. i. n. i. g. hielt einen Vortrag über „Die große Zeit“. Redner zeigte in seinen Ausführungen Wahrheit und Sichtung, welche die bürgerlichen Kreise über die Vorgänge des Jahres 1913 verbreiten, und zog daraus die Schlüsse auf unsere heutige Gesellschaftsordnung. Mit lebhaftem Beifall verfolgten die Anwesenden die Ausführungen des Referenten.

Berlin - Schöneberg. Auguste Viktoria-Krankenhaus u. s. w. Am 13. März wurde in einer gut besuchten Versammlung des Personals der Bericht über den Stand der Lohnbewegung gegeben. Die im Oktober v. J. eingereichten Anträge, betr. Lohnaufbesserung für das Warte- und Hauspersonal, die Arbeiter und Heizer, sind bei den Staatsverhandlungen nicht berücksichtigt worden. In der Stadtverordnetenversammlung am 21. Februar d. J. wurde von dem Vertreter der sozialdemokratischen Stadtverordnetenfraktion die Nichtberücksichtigung der nur zu beachtendsten Forderungen scharf gerügt. Der Vertreter des Magistrats „begündete“ die Ablehnung damit, daß im Schöneberger Krankenhaus jetzt schon die höchsten Löhne gezahlt werden. Nach dem „Schöneberger Tageblatt“ sollen in allen deutschen Krankenhäusern niedrigere Löhne gezahlt werden. Diese Behauptungen sind unzutreffend. Der Stolz des Magistrats ist völlig unbegründet, und die Ablehnung der gestellten Anträge darum durch nichts gerechtfertigt. Die Wärter erhalten in Berlin und Neufölln die gleichen Anfangslöhne und Lohnsteigerungen. In den Berliner Irrenanstalten werden durchweg 10 Mk. mehr Lohn gezahlt. Die Hausdiener stehen in Neufölln nach ein- und zweijähriger Beschäftigung sich besser wie in Schöneberg. In den Berliner Irrenanstalten ist der Lohn durchweg durchschnittlich um 2 Mk. höher. Berücksichtigt muß noch werden, daß in den anderen Krankenanstalten die Apothekendiener usw. mit dem Wartepersonal im Lohn gleichgestellt sind. Die Löhne des weiblichen Hauspersonals sind im Schöneberger Krankenhaus durchweg schlechter als in den anderen Krankenanstalten. Für diese Kategorie werden in Schöneberg fast die schlechtesten Löhne gezahlt; dasselbe trifft auch auf die Heizer zu. Dieselben stehen im Vergleich zu denen des Neuföllner Krankenhauses um 40 Pf. pro Tag im Lohn zurück. Noch ungünstiger wird das Verhältnis,

wenn man die Lohnverhältnisse in den Charlottenburger Anstalten in Betracht zieht. Besonders Fremden erregten die Erklärungen des Herrn Stadtrat Kabanow in der eingangs erwähnten Stadtverordnetenversammlung. Derselbe behauptete, daß im vergangenen Jahre dem Hauspersonal eine nicht unerhebliche Lohnzulage gewährt worden sei - ergo brauche in diesem Jahre nichts bewilligt zu werden. Im vorigen Jahre hat der größte Teil des Hauspersonals, der weibliche, gar nichts bekommen. Die „nicht unerhebliche“ Lohnzulage für die Hausdiener sieht nun wie folgt aus: der Anfangslohn ist um 50 Pf. pro Monat erhöht worden; nach einem Jahre wird 1 Mk. und nach 2 Jahren werden 1,50 Mk. mehr gezahlt. Die Versammelten nahmen einstimmig eine Resolution im Sinne vorstehender Ausführungen an und beauftragten die Vertrauensleute und die Ortsverwaltung Groß-Berlin des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter, der Deputation für das Krankenwesen bezw. dem Magistrat das einschlägige Material für die Beurteilung der Lohnverhältnisse zu unterbreiten. - In der eingehenden Diskussion wurde noch eine Reihe von Beschwerden zur Sprache gebracht.

Rundschau.

Der schwarze „Krankenspieler“ macht den krampfhaften Versuch, seine unantastbare Haltung bei der Berichterstattung der großen Reichstagsdebatten über die Krankenspieler mit Medensarten zu verdecken. Er schwängt sogar den Münden-Bladbacher Zitatensatz gegen die „Erbgenossen“, weil sein eigenes Gehirnschmalz offenkundig nicht ausreicht. Wenn sich Streiter aber gar auf die Reichstagsverhandlungen 1912 ausreden will, so ist dieser läppische Versuch denn doch ein hartes Stück! Denn erheben waren diese Verhandlungen recht unbedeutend und farblos, zweitens haben wir sie behandelt, wie Streiter selbst zugeben muß, intensiver als diese Verleumdungsarbeiten in die Tat, daß der Wortführer derjenigen Partei, die als politische Schutztruppe der „Christlichen“ gilt, völlig veriaht hat bei den diesjährigen Reichstagsverhandlungen. Selbst im schwarzen „Krankenspieler“ sind diese Veröffentlichungen gegen die Ausführungen Dr. Gerkachs (Zentrum). Und Streiter mußte wohl oder übel selber von diesem „berufenen“ Vertreter der „Christlichen“ abriden. Aber das wird ihm gar nicht einmal so schwer gefallen sein; denn er hat sich ja selber wiederholt als „nationalliberal“ bezeichnet, worauf er denn glücklich Seite an Seite kämpft mit den ärgsten Sozialmodern und Arbeiter- und Angestelltenfeinden. Ach ja, der Mann ist ein „berufenen“ Vertreter der Krankenspieler. Wie lange dieser „Beruf“ dauert, ist eine andere Frage. Sobald einmal Anständigkeit und Strebertum widerwärtiger Art im Pflügerberuf aufhören und Mannesmut und wahre Solidarität ihren Einzug halten, haben solche Leute ihre Rolle ausgespielt.

Abtuch von zwei Polizeikranken aus der Berliner Anstalt Wuhlgraben. Am Sonntag, den 16. März, zwischen 6 und 7 Uhr abends, entwichen aus der Anstalt für Epileptiker in Wuhlgraben die beiden als Verbrecher bekannten Kranken Müllendorf und Tittmar. Gelegenheit zur Abtuch nahmen sie, als das auf dem Hause M. II beschäftigte Personal mit anderen Arbeiten beschäftigt war. Daß es den Entwichenen so leicht wurde, die Anstalt zu verlassen, liegt daran, daß die Direktion der Anstalt angeordnet hat, die auf dem Hause an den Türen angebrachten Sicherheitschlösser nicht mehr zu schließen. Diese Anordnung ist auf die „Sparsamkeit“ der Direktion zurückzuführen. Das Wartepersonal auf den feiten, d. h. doppelt verschlossenen Häusern erhält nach einer Verfügung des Magistrats monatlich 5 Mk. Gehaltszuschuß. Um diesen Zuschuß zu sparen, hat der Direktor Hebold verfügt, daß nur das einfache Türschloß auf M. II geschlossen werden soll und so dem Hause der Charakter des „feiten“ Hauses genommen wird. Diesen Umstand machten sich die beiden Kranken zunutze und so sind durch die „Sparsamkeit“ der Wuhlgraber Direktion zwei Verbrecher, von denen der eine ein Geldstrankfänger war, zu ihrer Freiheit gekommen.

Filiale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten.

Die Monatsversammlung findet am Mittwoch, den 2. April, abends 9 Uhr pünktlich, in den „Cranienburger Reifalen“, Chausseestr. 16, statt. Tagesordnung: 1. Vortrag, 2. Anwesende Statistik, 3. Verschiedenes und Berufsaussagenheiten. Der Obmann: Dr. Mohr.